Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 160. Bromberg, den 16. Juli 1932.

Das Mangobaumwunder

Eine unglaubwürdige Geschichte
von Leo Perutz und Paul Frank.

(13. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Der letzte Gast aus Ceylon.

Dr. Kircheisen verließ leise und vorsichtig das Haus. Der Park lag in abendlicher Dunkelheit, und über den Baumwipfeln schimmerte ein grauvioletter Himmel. Einen Augenblick lang blieb der Arzt stehen und blickte sich um. Niemand in der Nähe. Finsternis ringsumher, nur die erleuchteten Fenster des Krankenzimmers warfen große, gelbe Lichtstreifen auf den Kies. Aus der Ferne ertönte das Klingeln der elektrischen Straßenbahn.

Im Treibhaus war die Baronesse noch nicht. Dr. Kircheisen machte vor allem Licht; ein kümmerliches Licht allerdings nur, denn die kleine, grüne Glühlampe, die an der Decke hing, war zu schwach für den großen Raum. Dann ließ er sich auf einen zerbrochenen, grünen Gartenstuhl nieder und wartete.

Es dauerte eine Viertelstunde etwa, ehe ihn ein leises Zirpen, in dem er das Geräusch der Türangel erkannte, aufschauen ließ. Endlich! Da war die Baronesse! Sie sah reizend aus! Ganz außer Atem war sie und das Tuch, das sie um die Schultern geworfen hatte, wehte hinter ihr her.

„Gretl! Wie soll ich Ihnen dafür danken, daß Sie gekommen sind!"

Er erinnerte sich plötzlich an die Bürste in seinem Bett und faßte die Baronesse bei beiden Handgelenken. „Sie Spitzbub, Sie kleiner!"

Der „Spitzbub" schien ihr unendlich viel Spaß zu machen. „Haben Sie sie schon gefunden? Wie lustig! Ich hab's der Mama vor ein paar Tagen genau so gemacht. Ich glaub, sie ist noch heute bös darüber. Sind Sie auch bös?"

„Sehr! Aber wenn ich einen Kuß bekomme, bin ich wieder gut!"

Die Baronesse war keine Freundin von Zierereien. Nur, wie komisch: Sie stellte sich auf die Fußspitzen, wenn sie küßte! Weshalb nur? Was war das für eine eigenartige Gewohnheit? Dem Arzt blieb nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Der Kuß, den er verlangt hatte, landete irgendwo in der Umgebung seines rechten Auges und warf ihm beinahe den Zwicker von der Nase.

Dr. Kircheisen rückte vor allem das Augenglas wieder an seinen Platz. Dann faßte er die Baronesse an den Handgelenken. Der Augenblick der Entscheidung schien ihm gekommen zu sein.

„Gretl?" flüsterte er. „Wollen Sie . . . willst du meine Frau werden?"

„Heiraten?" fragte die Baronesse nachdenklich. „Wann?"

„Bald. In ein paar Wochen, wenn es geht."

„Nein," sagte die Baronesse sehr ruhig und bestimmt. Aber gleich darauf schien sie sich's anders überlegt zu haben. „Oder ja," sagte sie. „Gut."

Dr. Kircheisen holte tief Atem. Er zitterte vor Erregung am ganzen Körper. Wie rasch das gekommen war . . . Heute morgens hatte er die Baronesse noch nicht gekannt — jetzt vermochte er sich gar nicht mehr vorzustellen, wie er ohne sie leben könnte. Heute beim Frühstück, als sie ihm kaum die Hand reichte, wie hätte er da in seinen kühnsten Träumen an das Glück zu denken gewagt, das er jetzt als sicheren Besitz in Händen hielt.

Die Baronesse machte sich aus seinen Armen los und blickte sich um. „Die vielen, schönen Blumen sind jetzt alle fort!" sagte sie leise.

„Ja, die sind fort!" sagte Dr. Kircheisen und senkte schuldbewußt den Kopf. „Tot und verwelkt."

Eine Weile schwiegen sie beide, dann begann der Arzt seine Pläne zu entwickeln.

„Ich werde meine Praxis wieder aufnehmen. Dann habe ich mit den Zinsen meines Vermögens so viel und mehr, als wir beide zu einem behaglichen Leben brauchen. Ich habe meine große Junggesellenwohnung am Kohlmarkt, fünf Zimmer mit Balkon und Küche und allem andern, die könnten wir fürs erste behalten. Zweiter Stock, mit Lift natürlich."

„Die Küche auch im zweiten Stock?"

„Natürlich."

„Das geht nicht," erklärte die Baronesse. „Die Puzzi Schönborn, Mamas Freundin, die vorige Woche geheiratet hat, die hat die Küche im Parterre und die übrige Wohnung im ersten Stock. Das Essen wird unten zugerichtet und, wenn es fertig ist, im Aufzug heraufgeschickt. So will ich's auch haben."

„Ich versteh' von solchen Dingen nicht viel, ich will mich gern nach deinen Ratschlägen richten, Kind. Ich werde noch heute mit meinem Hausherrn sprechen und ihm sagen, daß ich auf die Wohnung im ersten Stock reflektiere," sagte Dr. Kircheisen und überlegte sorgenvoll, wie er die alte Bettina bestimmen könnte, gutwillig das Feld ihrer Tätigkeit ein Stockwerk tiefer zu verlegen. „Und was machen wir aus der leeren Küche?" fragte er dann.

„Eine Dunkelkammer."

„Natürlich! Du hast viel Sinn für das Praktische," sagte Dr. Kircheisen voll ehrlicher Bewunderung. „Mir geht er leider fast völlig ab. Du photographierst?"

„Nein."

„Ich auch nicht."

„Das macht nichts. Eine Dunkelkammer müssen wir haben. Papa hat auch eine, mit grünen und roten Lampen. Aber er läßt mich nicht hinein. Damit ich ihm nicht alles ruiniere und zerbreche, sagt er." Sie dachte eine Weile nach. „Und das Telephon muß neben meinem Bett sein."

„Im Schlafzimmer? Ist das jetzt modern so?"

„Natürlich. Früh, wenn ich aufwach', frag ich dann gleich in der Küche an, was es zu Mittag gibt. Dann ruf' ich Papa an: „Hier Spatz! Es ist halb zehn und ich lieg' noch immer im Bett!" Wird das lustig! Ich glaub', Papa wird's nicht erlauben."

„Was?"

„Daß wir heiraten."

Dr. Kircheisen schwieg. Nach den Erfahrungen, die ihm in dieser Hinsicht zur Verfügung standen, mußte er zugeben,

daß die Baronesse mit ihrer Skepsis weitblickender war, als er.

„Tut nichts," sagte das junge Mädchen nach einer Weile Nachdenkens. „Dann bleiben wir eben verlobt. Wir müssen jetzt unsere Anfangsbuchstaben irgendwo einschneiden und ein Herz ringsherum. So hat's meine frühere Französin auch gemacht, wie sie sich mit ihrem Postbeamten verlobt hat. Da hier, in diesen Baum da. Da ist Platz genug."

Dr. Kircheisen fand diesen Vorschlag reizend. Mit seinem Taschenmesser schnitt er in kräftigen Zügen seine und der Baronesse Initialen in den Stamm des Mangobaumes und zog ein kunstvoll geschnörkeltes Herz herum.

Die Baronesse war mit seiner Leistung durchaus zufrieden. „So. Jetzt sind wir richtig verlobt," sagte sie. „Adieu. Es ist schon spät. Ich hab' so Angst. Ich muß gehen."

Sie legte mit einer reizenden Geste der Besorgnis die Hand an ihre Wange und war im nächsten Augenblick zur Tür hinaus.

Dr. Kircheisen blickte ihr ein Weilchen nach. Dann zog er sein Notizbuch hervor und notierte: Morgen mit dem Hausherrn sprechen, wegen der Küche im ersten Stock. Bei der Telephonzentrale um einen neuen Gesellschaftstelephon-Anschluß ansuchen. — — Er steckte sein Notizbuch ein ... Es wird gut sein, wenn ich das Gesuch gleich morgen ausfertige, denn es dauert ja doch mindestens ein halbes Jahr, ehe man in Wien einen neuen Telephonanschluß bekommt.

Dr. Kircheisen horchte auf. Wenn ihn sein Ohr nicht täuschte, so waren das Schritte, die sich näherten. Wahrhaftig, zwei Gestalten kamen durch den Garten auf das Treibhaus zu. Der Baron war es und der alte Philipp. Was wollen die hier um diese Abendstunde im Treibhaus? Hat der alte Herr Verdacht geschöpft? Wollten die beiden ihn und die Baronesse hier überraschen? ...

Dr. Kircheisen blickte sich eilig nach einem Versteck um. Er mußte verschwinden ... Wie sollte er dem Baron seine Anwesenheit erklären? Dort hinter dem Gartentisch, auf dem die vielen Topfblumen standen ... dort würde ihn sicher niemand bemerken.

„Du kannst ruhig hereinkommen," hörte er die Stimme des Barons. „Hier ist keine Schlange mehr. Ich hab' sie alle erschlagen."

Baron Vogh kam langsam und mit gesenktem Kopf auf den Mangobaum zu. Der alte Diener ging ein paar Schritte hinter seinem Herrn, und auch er hielt den Kopf bekümmert zur Erde gesenkt.

Jetzt legte der Baron die Hände an den Stamm des indischen Baumes und fuhr beinahe zärtlich streichelnd über die rissige Rinde.

Dr. Kircheisen wagte in seinem Versteck kaum zu atmen. Sorgenvoll beobachtete er das sonderbare Tun des Barons. Wie, wenn die beiden das Herz in der Rinde entdeckten mit seinen und der Baronesse Anfangsbuchstaben darin!

„Philipp, sieh: Er trägt schon Früchte." Die Hand des Barons tastete im Blätterwerk. Ein Ast, den er ergriffen hatte, bog sich nieder und schnellte zurück. Der alte Philipp kam näher, nahm eine Frucht aus der Hand des Barons, besah sie lange und biß hinein.

„Wie merkwürdig das schmeckt," sagte er. „Beinahe wie Aprikosen und auch wieder wie saure Gurken."

„Wie lange wird's dauern," sagte der Baron und seine Stimme klang müde und traurig, „so werden die Früchte vertrocknet sein oder abgefallen auf der Erde faulen. Und die Blätter werden verwelken und der Stamm wird morsch werden und wie Zunder auseinanderfallen."

„Jetzt kann der Herr Baron bedauern," flüsterte Philipp heiser vor Erregung. „Jetzt sind Herr Baron verzweifelt, jetzt, wo es zu spät ist."

„Vielleicht ist's nicht zu spät. Freilich, der Doktor verweigert mir sein Serum. Gott verzeih' ihm's, er weiß nicht, welche Schuld er auf sein Gewissen nimmt."

„Vielleicht, wenn der Herr Baron ihm alles sagen würde, was geschehen ist. Vielleicht dann —"

„Dann würde er mir auch nicht glauben. Ins Gesicht lachen würde er mir. Aber vielleicht kommt Ulam Singh nochmals zu sich! Einmal ist er schon wach gewesen, vollkommen bei Besinnung war er und hat sogleich nach Hanf verlangt und ein Tuch zu verschlingen versucht. So haben seine Experimente immer begonnen. Wenn er nur nochmals erwachen wollte."

„Ich hab' den Herrn Baron immer gewarnt. Himmelhoch hab' ich gebeten. Lassen sich der Herr Baron nicht ein mit diesem Fremden, der doch ganz sicher kein Christ ist. Aber auf mich alten Mann hat man ja nicht gehört!"

„Was nutzt es, Philipp, wenn du mich jetzt an all das erinnerst. Ja, ich war leichtsinnig."

„Übermütig ... der Herr Baron verzeihen schon."

„Ja, Übermut war es, Tollheit, Selbstmord! Philipp, es hat schon manch einer sein Leben vergeudet. Mit Spielen, mit Trinken oder mit Weibern. Aber so sinnlos frivol wie ich hat noch niemals ein Mensch sein Leben weggeworfen. Und nicht allein das meine! An mir liegt nichts."

„Das dürfen der Herr Baron nicht sagen."

„An mir liegt gar nichts! Aber eine Unschuldige hab' ich mit ins Verderben gerissen. Mein armes Kind ..."

Der Baron verstummte mit einem Male. Irgend etwas zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Wortlos, aber voll Erregung starrte er auf den Mangobaum.

... Hat er jetzt die Buchstaben in der Rinde entdeckt? ... durchfuhr es den Arzt ... Wird er weiter sprechen? Wird er jetzt endlich den Schleier lüften? Dr. Kircheisen lauschte angestrengt. Alles Blut drängte ihm zum Kopf. Diese wilden Anklagen, von denen er nur Bruchstücke verstanden hatte, diese furchtbare Beichte, deren Sinn so dunkel war, wie alles, was er in diesem Hause gehört hatte! Und was, um Gottes willen, hatte seine Braut mit all dem zu tun? Eine Unschuldige mit ins Verderben gerissen! Mein armes Kind!" Um des Himmels willen, welche Gefahr drohte der Baronesse? ...

Ein Geräusch unterbrach die Stille, ein feines Geräusch von unbestimmter Art. Dann stieß der alte Philipp einen erschreckten Ruf aus: „Da ... da ist er!"

„Wo?" rief der Baron.

„Hier ... sehen Sie nur! Auf dem Zweig gerade vor Ihnen. Wie groß er ist und wie merkwürdig er aussieht!"

„Verwünschte Bestie!" schrie der Baron und seine Stimme schlug schrill in den Diskant hinauf. „Wie kommst du wieder her? Ist die Brut noch immer nicht vertilgt? Verdammtes Ungeziefer! Stirb! So ... so ... so!"

Das Geräusch eines stampfenden Fußes ertönte. Den Baron selbst konnte der Arzt von seinem Verstecke aus jetzt nicht sehen, aber der Schatten an der Wand huschte und zuckte in wilden Verrenkungen auf und ab. Jetzt schien der Baron völlig erschöpft sich gegen die Brust des alten Philipp zu lehnen. Es war ganz still, nur die schweren, keuchenden Atemzüge des Barons waren hörbar.

„Er war sehr schön. So einen hab' ich noch nie gesehn," sagte der alte Diener. „Der Herr Baron hätten sich nicht so aufregen sollen. Es war kein Grund."

„Komm, Philipp, wir wollen gehen," sagte der Baron leise.

Dr. Kircheisen hörte die schlürfenden Schritte der beiden alten Männer sich entfernen. Dann ertönte das Zirpen der Türangel. — Er war allein. Nun kam er aus seinem Versteck hervor und suchte den Boden ab, dort, wo ihn der Fuß des Barons zerstampft hatte.

Da lag ein großer Schmetterling. Tot und zertreten. Die Flügel, am Rande ausgefranst, bebten noch leise. Sie waren tief schwarz gefärbt, die Vorderflügel trugen einen weißen Querbalken ... Das ist ja, ... durchfuhr es ihn ... sollte das ein „Papilio Hector" sein? Die Größe stimmt ungefähr: Er ist fast handtellergroß. Die weißen Querbalken und hier auf den Hinterflügeln die Reihe blutroter Flecken ... freilich! Es ist der „Papilio Hector", der schöne tropische Schmetterling mit den melancholischen Farben.

Wie merkwürdig: Alle diese Tiere, die furchtbare Tik Paluga, die lästigen Landblutegel und jetzt der schöne „Papilio Hector": Sie alle stammen aus Ceylon! Was hat das zu bedeuten? Ist das nur Zufall, daß alle diese tropischen Tiere, die hier so rätselhaft auftauchen, dieselbe Heimat haben? Und dieser sinnlose Zorn, der den Baron beim Anblick des fremden, schönen Falters erfaßt hatte. Wie er ihn zerstampft hatte! Mit dem gleichen Haß, mit dem er die schönen blühenden Lianen vernichtet hatte. Jetzt entsann sich Dr. Kircheisen plötzlich jenes erschreckten Ausrufes des Barons, der ihm heute morgens so lächerlich sinnlos vor-

gekommen war und dessen Ursache er jetzt mit einem Male begriff. „Um Gotteswillen!“ hatte der Baron geschrien. „Gibt es auch Tse-tsefliegen in Ceylon?“

Kein Zweifel. Ausschließlich Tiere der Ceylonfauna waren es, die den Baron in seinem Treibhause ängstigten und verfolgten. Was hatte das zu bedeuten?

Dr. Kircheisen fand keine Antwort auf diese Frage.

Er verließ das Treibhaus, aber die seltsamen Reden, die der Baron geführt hatte, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. „Er will mir das Serum nicht geben, Gott verzeih ihm's, er weiß nicht, welche Schuld er auf sein Gewissen nimmt,“ hatte der alte Mann gesagt. Und dann, die furchtbare Gefahr, die der Baronesse zu drohen schien. „Eine Unschuldige ins Verderben gerissen! Mein armes Kind!“

Nein! Dr. Kircheisen hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte keine Schuld auf sein Gewissen laden. Er durfte dem Baron das Karasinserum nicht länger verweigern. Vielleicht . . . ein Gedanke durchfuhr ihn . . . am Ende, es ist ihm so viel an dem Serum gelegen: Vielleicht könnt' ich seine Zustimmung zu unserer Eheschließung dafür erhalten! Es ist ohne Zweifel eine Ungesetzlichkeit, wenn ich das Serum verwende! Aber Ulam Singh ist nicht zu retten und überdies: Die Baronesse schwebt in irgendeiner, mir unbekannten Gefahr . . . das allein schon rechtfertigt, was ich tue.

Tief in Gedanken versunken ging Dr. Kircheisen durch den Garten und auf sein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Verbrannte Manuskripte berühmter Männer.

Mißgeschick und Unachtsamkeit.

Von Walter Kaulfuß - Mühlhausen.

Vor hundert Jahren begann Thomas Carlyle den ersten Band seines großen Werkes „Geschichte der französischen Revolution“. Im Sommer des Jahres 1834 hatte er den ersten Band fertiggestellt, einige Monate nach seinem Einzug in das Haus an der Great Cheyne Road in Chelsea bei London. Thomas Carlyle besaß einen Freund, der Stuart Mill hieß. Dieser brachte Carlyle in eine recht unangenehme Lage. Er hatte sich das Manuskript des ersten Bandes des großen Geschichtswerkes zur Einsichtnahme geliehen. Carlyle war der Bitte seines Freundes gern nachgekommen, da er auf dessen Urteil gespannt war. Er vergaß aber, ihm zu sagen, daß er mit dem Manuskript ja vorsichtig umgehen müsse, da es außerordentlich wertvoll sei, einmal, weil er keine Abschrift davon besaß, und auch alle Unterlagen und Notizen vernichtet hatte. Mill war an dem Tage, als er von Carlyle das wertvolle Manuskript erhielt, etwas spät heimgekommen. Gleich bei seinem Eintritt in seine Studierstube legte er das Manuskript auf einen dicht an der Tür stehenden Stuhl. Dort fand es am nächsten Morgen das Dienstmädchen und verbrannte es. Mill hatte nämlich die Angewohnheit, alle nicht mehr zu gebrauchenden Schriften, Hefte und Aufzeichnungen auf jenen Stuhl zu legen und hatte dem Dienstmädchen ein für allemal eingeschärft, diese Makulatur sofort wegzunehmen und sofort zu verbrennen, damit sie nicht in falsche Hände gerate. Als Carlyle nach einiger Zeit sein Manuskript zurückhaben wollte, fand es Mill gar nicht. Schließlich entsann er sich, daß er es aus Unachtsamkeit auf jenen Stuhl gelegt hatte. Es war also verbrannt und Carlyle um viele Arbeitsstunden betrogen. Dieser war sehr erbittert. Das Werk sollte erscheinen und mußte mit dem ersten Band beginnen. Es blieb ihm weiter nichts übrig, als mit der Arbeit noch einmal anzufangen. Das geschah denn auch bald. Eine Aufzeichnung in seinem Tagebuch aus dem April des Jahres 1834 lautet: „Mein Wille ist ungebrochen“, nämlich in bezug auf das nochmalige Niederschreiben des ersten Bandes und schon im September des gleichen Jahres verzeichnete er in seinem Tagebuch: „Mit den verbrannten Manuskripten ist's in Ordnung.““ —

Auch der Begründer der neuen mathematischen Physik und der physischen Astronomie, Sir Isaac Newton, ist von einem ähnlichen Mißgeschick betroffen worden. Sein Werk über die Gravitationslehre „Philosophiae naturalis principia mathematica“ war im Manuskript eben vollendet. Mit einem Gefühl der Erleichterung mag der Gelehrte vom Schreibtisch aufgestanden sein. Um sich zu ergehen, begab er sich hinaus. Während dieser Zeit blieb sein Hund im Zimmer. Aus irgend einer Veranlassung sprang das Tier, wie die Chronisten melden, auf den Schreibtisch, stieß an den darauf stehenden brennenden Leuchter, der umfiel und das Manuskript in Flammen setzte. Als Newton in sein Studierzimmer zurückkehrte, war von dem Manuskript nichts mehr zu retten. Aber auch Newton ließ sich durch dieses Mißgeschick nicht unterkriegen. Alsbald begann er seine Berechnungen und die Niederschrift seines Werkes von neuem. — —

Theodor Mommsen schrieb die römische Geschichte. Band 1 und 2 erschienen, dann folgte der dritte Band und schließlich der fünfte, der vierte Band aber blieb aus und diese Lücke klafft in dem Hauptwerk des Geschichtsforschers. Wie kommt das? Auch hier soll das Manuskript durch das Umfallen einer auf dem Schreibtisch stehenden Lampe verbrannt sein. Mommsen hat sich nie daran gemacht, das verbrannte Manuskript zu rekonstruieren. Es gab andere Gelehrte, die erklären, Mommsen habe den vierten Band deshalb zurückgehalten, weil die neueren Forschungen mit den von Mommsen vertretenen Grundideen nicht mehr übereinstimmten, ja, böse Zungen behaupteten sogar, der vierte Band sei überhaupt nicht geschrieben worden. Wie dem auch sei, interessant ist an obigen Beispielen, wie sich auch bei Schriftstellern und Gelehrten Vorgänge wiederholen können.

Englische Sonderlinge.

Die Schrullen abseitiger Millionäre.

Nirgendwo in der Welt gibt es so viele und so skurrile Sonderlinge wie in England. Der Engländer ist an sich schon abseitiger und eigenbrötlerischer als andere Menschen; das wissen alle Hoteliers, Direktoren und Gasthausangestellten, die viel mit Engländern zu tun haben. Diese Absonderlichkeit wächst sich bei außergewöhnlich viel Briten häufig zu einer Schrulligkeit aus, die sich auf die seltsamste Weise manifestiert.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen unter diesen englischen Sonderlingen gehörte der menschenfreundliche Ralph Stown, der als Einsiedler ein ärmliches Dasein führte und der seinen Erben ein Barvermögen von 25 000 Pfund (etwa eine halbe Million Mark) und Edelsteine im Werte von 5000 Pfund hinterließ. Stowns Nachlaß wäre noch viel, viel größer gewesen, hätte er nicht große Teile seines Geldes zu Lebzeiten an Arme verschenkt. Als Aufenthaltsort diente ihm ein kleines baufälliges Häuschen in der Nähe von Birmingham. Seine einzige Leidenschaft war das Pokerspiel; um diesem Genuß frönen zu können, unterbrach er von Zeit zu Zeit sein Eremitendasein und besuchte, in reichlich verwahrlostem Zustand, einen vornehmen Birminghamer Klub, in dem man den reichen Sonderling trotz seines Äußeren mit offenen Armen aufzunehmen und in dem man ihm des öfteren nicht unerhebliche Summen abzunehmen pflegte.

Robert Fathbond war ein vielfacher Millionär. In einer Londoner Vorstadt besaß er ein vierstöckiges Haus, das ganz unbewohnt war, bis auf die beiden Zimmer, in denen der Sonderling lebte. Nie durfte eine Menschenseele die Treppe des Hauses betreten. Der alte Diener des Millionärs mußte ihm das Essen durch ein Loch reichen, das in dem Fußboden des Parterrezimmers angebracht worden war. Zweimal in der Woche verließ Fathbond seine Behausung vermittels einer vom Fenster auf die Straße führenden Strickleiter. An diesen Tagen hatte sich der verwahrloste Einsiedler in einen eleganten Gent verwandelt, der in die Londoner City fuhr, Theater besuchte und den Klub aufsuchte. Erst gegen Morgen kehrte der Sonderling wieder auf dem Wege der Strickleiter, in seine Behausung zurück,

verstaute die Eleganz im Kasten und hatte sich schnell wieder in einen Vagabunden zurückverwandelt.

Mr. James John Joicey, der vor kurzem verstorbene englische „Schmetterlingskönig", lebte zwar ein normales und behagliches Dasein, aber auch er hatte eine etwas schrullige Leidenschaft: das Fangen und Präparieren von Schmetterlingen. Die Ergebnisse dieser Sammlertätigkeit wurden in mehreren Sälen in seinem Heim in Whitley (Surrey) gezeigt. Joiceys Schmetterlingssammlung galt als die zweitgrößte derartige Sammlung der Welt. Unter den etwa 1½ Millionen Schmetterlingen, die des Engländers Kollektion umfaßte, befanden sich die seltensten und wertvollsten Exemplare, und es verging kaum ein Jahr, in dem Joicey nicht Reisen machte — nach Australien, Südamerika, Afrika und Asien —, um dort nach seltenen Schmetterlingen zu fahnden. Seine Schmetterlingsleidenschaft kostete im Jahre mindestens 10 000 Pfund. Es kam auch vor, daß der Schmetterlingskönig ganze Expeditionen ausrüstete, wenn es galt, irgend eine besonders wertvolle Gattung zu erhaschen. Im April des vergangenen Jahres gelang Joicey die Krönung seines Sammlerwerkes: Er konnte seiner Kollektion ein Exemplar des „Charaxes Fournierae" einverleiben, jenes ungemein kostbaren und seltenen Tieres, das nur am Oberlauf des Kongo existiert und das bisher nur zwei Sammlungen aufweisen können. Joiceys Schmetterlingssammlung, deren Wert auf 50 000 Pfund geschätzt wird, wird in den Besitz des englischen Staates übergehen.

Viel erzählt wurde auch über die Puppensammlung der Herzogin von Haylsbourgh, die in sehr glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte. Als ihr Mann starb, füllte sie ihre Zeit damit aus, daß sie sich eine riesengroße Puppensammlung zulegte, für deren Erweiterung sie immense Summen ausgab. Täglich mußten einige der lebensgroßen Puppen mit ihr bei Tisch sitzen und jede der Puppen hatte ihr eigenes Silberbesteck und silberne Teller, die von niemand anders benutzt werden durften.

Anekdoten um Paul Meyerheim.

Zum 90. Geburtstage des bekannten Tiermalers am 13. Juli 1932.

Frauenbewegung.

Meyerheim war einmal gezwungen, an einer Unterhaltung teilzunehmen, die sich vor allem um Fürsorgebestrebungen drehte und sehr bald sich auch dem Gebiet der Frauenbewegung zuwandte. Da meinte Meyerheim entwaffnend: „Die einzige Frauenbewegung, die ich billigen kann, ist der Walzer."

*

Gründe genug!

Zu Paul Meyerheim kommt einer seiner Freunde mit der Bitte, er möge sich in seiner Eigenschaft als Mitglied der Akademie doch einmal dafür einsetzen, daß der Maler Hagemeister, der es längst verdient hätte, den Professortitel bekäme. „Nu ja", ruft Meyerheim, „det mach' ick! Ihm macht's Freude, mir macht's Spaß und — die ander'n ärgern sich!"

*

Auktion.

Hans Fechner erzählte einmal, jemand habe sich in einer Gesellschaft bei Meyerheim erkundigt, ob am „Großen Tage" bei Lepke viel verkauft worden sei. „Ach nein", habe Meyerheim gemeint, „genug alte Werke waren zwar da. Aber wissen Sie, Bode ist ja verreist und da haben die Leute keinen Geschmack."

*

Seefahrt.

Meyerheim fuhr einmal auf dem Thuner See nach Interlaken, als sich einige angeheiterte junge Herren auf dem vollbesetzten Dampfer recht rüpelhaft betrugen. Meyerheim schaute diesem wüsten Treiben einige Minuten stillschweigend zu. Doch sein Ärger wuchs von Minute zu Minute. Schließlich steigt er hinauf auf die Kommandobrücke und fragt, weithin schallend, den Kapitän: „Sagen Sie mal Kapitän, wie viele Knoten fahren die denn da?"

*

Aufmunterndes Urteil.

Ein junger akademischer Maler kam eines Tages mit dicken Mappen voll Aktzeichnungen in Kohle und Landschaftsskizzen zu Meyerheim, bittet ihn, die Arbeiten anzusehen, zu begutachten und zu empfehlen, zumal da auch Menzel sich schon sehr anerkennend über sein Können ausgesprochen habe. Meyerheim stellt rasch fest, daß es „mit Genie hingeschmissene" Sachen sind, blättert mit steigender Entrüstung das ganze Zeug durch und meint dann mit verheißungsvollem Lächeln: „Wissen Sie, das beste für Sie wäre, wenn Ihr Atelier mit allem Inhalt mal abbrennen würde; dann müßten Sie nämlich mal von vorne anfangen!"

*

Meyerheim als Bilderschätzer.

Meyerheim war einmal bei einer Dame der Berliner Gesellschaft zum Essen eingeladen, die damit den Zweck verbinden wollte, ein „altes Bild" begutachten und natürlich hoch schätzen zu lassen. Kaum, daß Meyerheim gekommen war, wurde er vor das Bild geführt und sollte seine Meinung äußern. Er aber sagte: „Ja, jetzt kann ich nichts Rechtes sagen! Noch bin ich zu hungrig." Man ging also zu Tisch. Meyerheim ließ es sich gutschmecken, sorgte auch für aufgeräumte Unterhaltung. Doch kaum war der letzte Gang abgetragen, als die Dame des Hauses wieder das Bild anschleppt. Meyerheim besieht es lange, gründlich, von vorn, von hinten, von rechts, von links und meint dann mit verschmitztem Lächeln: „Ja, ich muß schon sagen, jetzt finde ich es erst recht scheußlich."

Bunte Chronik

Das Wild frißt den Jäger.

Ein grauenvolles Erlebnis hatten kürzlich burmesische Jäger in der Nähe von Thaton. Sie waren ausgezogen, um Pfauen, Papageien und Raubwild zu schießen. Als man die Berge bestiegen hatte, die hier parallel der Küste verlaufen und steil zu ihr abfallen, ruhte man ein wenig bei den kleinen weißen Pagoden, die das Gebirge krönen. Dann teilte sich die Gesellschaft, um das Treiben aufzunehmen. Man hatte sich gerade getrennt, als ein gehöriger Regen einsetzte. Schutzsuchend stellte sich alles unter die am Wege stehenden Bäume. Dann wurde das Treiben fortgesetzt. Als man sich nach Beendigung der Jagd wieder versammelte, bemerkte man das Fehlen eines jungen Burmesen namens Chit Khine. Man suchte nach ihm. Man ging zu dem Baume, unter dessen Blätterdach er vor dem Unwetter Schutz gesucht hatte. Aber man fand nur ein Paar Schuhe und Fetzen eines seidenen Hemdes, das man als das Eigentum des Vermißten erkannte. Schließlich wurde auch das Gewehr des verschwundenen Jägers entdeckt. Wo aber war er selbst geblieben? Da wurden die Männer auf eine riesige Pythonschlange aufmerksam, die nahe dabei regungslos am Boden lag und allem Anschein nach eine reichliche Mahlzeit zu sich genommen hatte. In den Jägern stieg ein furchtbarer Verdacht auf. Sie töteten das Untier und schleppten es zum Hospital nach Thaton. Dort wurde das Reptil seziert, und nun ergab sich, daß der unglückliche junge Mann tatsächlich von der Schlange aufgefressen worden war. Sicherlich hatte sie auf dem Baume gesessen, unter den Chit Khine vor dem Regen flüchtete. Als sie ihn wahrnahm, ließ sie sich wohl auf ihn herabfallen, worauf sie ihn umringelte und verschlang.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.